

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Vogelsberg, Ludwig vom: Das Giftmädchen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

etwas aus, und alles, was er schafft, ist für's Höhere, für den Geist bestimmt.

Ich werde ein Faßbinder!

So hat der Haslinger Peter seine Standeswahl getroffen und ist ein Faßbinder geworden, und dazu kein schlechter.

Leider ist er schon als junger Meister gestorben, denn er war zu geistlich für diese Welt.

Das Gistmädchen.

Von L. vom Vogelsberg.

„Da, sehen Sie, da ist sie wieder!“ zischte der Kapitän Brodery aufgeregt und zog mich an die Brüstung der Veranda, die den Bangalo umgab.

Zunächst sah ich nur den alten häßlichen Indier, der alle Tage gegenüber in dem Schatten des Schuppens hockte.

„Aber da — sehen Sie denn nicht?!“ fauchte der Kapitän wieder. Und sein dickes Gesicht mit den breiten Zähnen glich in diesem Augenblick dem Kopf einer zur höchsten Gier gereizten Bulldogge.

Richtig, da schwebte etwas durch den Sonnen- glast, so weiß und in seiner Helle so wenig sichtbar, daß es fast wie ein Bestandteil der Luft erschien. Dem wiegenden Gang nach mußte es ein junges, schlankes Mädchen sein.

„Das ist sie, von der ich Ihnen sprach,“ sagte Brodery wieder, „wie ein Komet ist sie aufgetaucht, eine Schönerer hat's nie in Indien gegeben.“ Dabei flog ein gemeiner Zug über sein Gesicht: „Es ist ganz nett, wenn man in meiner Stellung ist und sich nichts zu versagen braucht.“

Dieser alle Augenblicke durchbrechende Zynismus war es, was mir seine Gegenwart schon am ersten Tage verleidet hatte. Jemandwo in Indien hatte er mit seiner Roheit nicht gut getan, darum war er hierhergesetzt worden. Aus dieser abgelegenen Gegend drangen die Dinge nur schwer an die Öffentlichkeit. Und der Kapitän war nicht böse darüber. Hier herrschte er unumschränkt und konnte seinen eigenen Wünschen gerecht werden, ohne daß ein Hahn darnach krächte.

Weil keines der Eingeborenenhäuser für mich bewohnbar war, deshalb mußte ich in der landesüblichen Weise seinen Bangalo für die wenigen Tage meines Aufenthalts in Anspruch nehmen. Und mußte dafür die mit einer brutalen Geste vorgetragenen Geschichten aus seiner Selbstherrlichkeit anhören.

Jetzt schien das weiße Mädchen im Brennpunkt seiner Interessen zu stehen.

Um den unbehaglichen Eindruck zu verwischen, ging ich auf die Straße hinaus. Der Alte drüben war verschwunden; aber als ich vor das Dorf kam, sah ich ihn unter einem der mäch-

tigen Mangobäume sitzen, die die Landstraße begleiteten.

Gegen meine sonstige Gewohnheit griff ich in die Tasche, um ihm eine kleine Münze zu reichen. Aber die ausgestreckte Hand blieb mir sozusagen stehen. Ich hatte den Mann nie genauer betrachtet und vermutete in ihm einen jener schmierigen Fakirtypen, wie sie in Indien so außerordentlich häufig sind. Statt dessen blickten mich jetzt zwei wunderbar kluge und leuchtende Augen an aus einem Kopfe von wahrhaft gewaltiger Modellierung; ein prachtvoller Männerkopf mit langem weißen Bart, der lebhaft an den eines alten Germanenpriesters erinnerte.

Mit einer langsamen, vornehmen Bewegung nahm er das Geld und ließ es in seinem Gewand verschwinden. Dann neigte er dankend das Haupt und fragte halblaut in recht gutem Englisch: „Herr, weißt du, wozu dieses Geld dient?“

Und als ich den Kopf schüttelte, setzte er ohne jede Betonung hinzu: „Der Befreiung Indiens . . .“

Sofort kam mir der Gedanke, daß hier irgendeine spekulative Absicht im Spiel sei, und ich wollte mit einem Achselzucken weitergehen, als ich wieder die halblaute Stimme hörte: „Du hältst den alten Mann für unklug, daß er dir das sagt; denn du könntest hingehen und ihn verraten. Aber du wirst es nicht tun, denn du bist kein Engländer.“

Möglich, daß ich fast unbewußt den Gedanken hatte, dem Kapitän von der Sache, wenn auch nicht als Angeber, Mitteilung zu machen. Sobald mir jedoch die eindringlich klingenden Worte zu Gehör kamen, dachte ich nicht mehr daran.

So sagte ich nur: „Man hört viel von derlei Dingen in Indien.“ Und der Alte, immer den Blick fest auf mich gerichtet, gab zurück: „Das Werk ist der Vollendung nahe; ehe zwei Tage vergehen, wirst du ein Beispiel sehen. Bangst du in diesen Tagen um dein Leben, so sprich den Namen Ranganal Bahadur zu dem, der dich bedroht. Und fürchte nichts, denn du bist kein Brite.“

Je weiter ich mich nun auf meinem Weg von dem Alten entfernte, um so mehr gewann ein gewisser Aergers bei mir die Oberhand. Ich fühlte mich von dem Alten genarrt und beschloß, trotz aller sonstigen Abneigung, dem Kapitän einen Wink zu geben, denn seine Sicherheit war schließlich auch die meine, und allerlei Erinnerungen an den Sepoy-Aufstand waren gerade nicht geeignet, das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Indier zu heben.

Unter diesen Gedanken bog ich von der Straße und schlug einen schmalen Pfad in den Wald ein, nachdem ich für alle Fälle die Selbstlade- pistole schußfertig gemacht hatte. Ich war noch

keine Viertelstunde durch die strotzende Pracht des Waldes gegangen, als plötzlich vor mir wie aus der Erde gewachsen ein weißgekleidetes Eingeborenemädchen auftauchte. Ob sie nun gerade um die Ecke gebogen oder aus dem Gebüsch getreten war, kurz, ich war durch die Erscheinung im ersten Augenblick derart erschrocken, daß ich die Pistole herausriß. So gleich aber schob ich sie wieder in die Tasche, denn mir lächelte das schönste Mädchen Gesicht entgegen, das ich während meines ganzen indischen Aufenthaltes sah. Und das mochte immerhin etwas heißen.

Mehr noch: es war „sie“, die Begehrte des Kapitän's Broderly.

Das Mädchen zeigte keine Spur von Verlegenheit. Sie sah mich einen Augenblick forschend an, neigte dann den reizenden Kopf zu einem leisen Gruß und sagte in schlechtem Englisch: „Du willst zu dem Tempel, Herr?“

Das war nun freilich nicht meine Absicht, obwohl ich wußte, daß hier herum ein alter, verlassener Tempelbau lag. Immerhin, die Sache fing jetzt an, romantisch zu werden, und so nickte ich einfach mit dem Kopfe.

Wieder fuhr das Mädchen mit den leuchtenden großen Augen über mich hin, dann winkte sie mir und schritt mit einer Sicherheit vor mir her, als ginge sie nicht durch wüstes Gestrüpp, sondern über das glatteste Parkett. Und während sie vor mir herschritt, fand ich die Leidenschaft des Kapitän's immer erklärlicher.

Ein paar weiße Flecken tauchten aus dem schwarzen Grün auf; gespenstische Trümmerhaufen erhoben sich plötzlich vor uns, ich faßte unwillkürlich wieder nach der Pistole, da tauchte eine Gestalt aus der halbverfallenen dunklen Pforte auf: der Alte unter dem Mangobaum.

„Willkommen!“ sagte er und verneigte sich leicht. „Fürchte keine Falle, Sahib, denn du bist friedlich wie wir.“

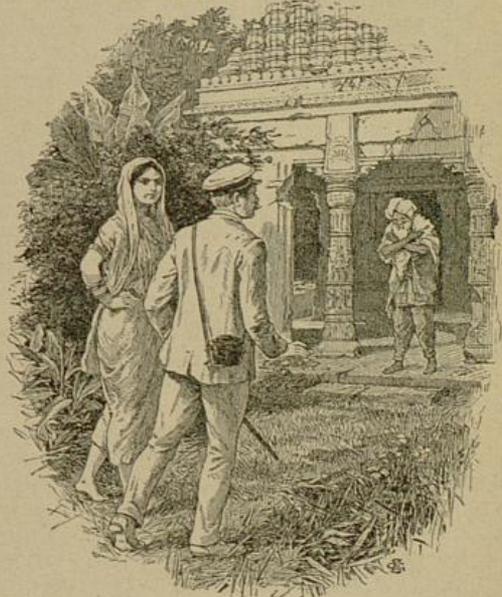
Das Mädchen hatte bei diesen Worten neben mir gestanden, ohne daß sie der Alte beachtet hätte. Nun faßte er mich bei der Hand und zog mich achtsam durch einen nachtschwarzen Gang mit sich fort, bis wir in einen durch große dunkelgelbe Kerzen hell erleuchteten Raum kamen, dessen Boden schöne alte Teppiche bedeckten.

So unheimlich mir die Sache anfangs vorgekommen war, so empfand ich doch jetzt eine Art prickelnder Neugier. War es doch mein erstes wirkliches Abenteuer auf indischem Boden. Und schließlich vertraute ich auch der Pistole in meiner Tasche.

Die gelben Kerzen schienen mit einem wohlriechenden Stoff getränkt zu sein, denn sie verbreiteten einen sehr feinen, milden Duft. Die ganze Szenerie entbehrte eigentlich des Gruseligen, sie machte vielmehr in Anbetracht der

völligen sonstigen Kahlheit des Raumes einen etwas nüchternen Eindruck.

Mit einer leichten Handbewegung lud der Alte mich zum Niederlegen ein, während er sich selbst mir gegenübersezte. Jetzt merkte ich erst, daß auch das Mädchen uns gefolgt war, und ich merkte es mit einer ungeteilten Befriedigung. Sie ließ sich etwa in Armeslänge hinter dem



„Willkommen!“ sagte er und verneigte sich leicht.

Alten links nieder und hielt die großen Augen unverwandt auf mich gerichtet. Vielleicht war es das Kerzenlicht — eine Frau erscheint bei seinem Glanz immer viel schöner — oder war es der Umstand, daß ich sie jetzt erst richtig betrachten konnte, kurz, ich sah eine Schönheit vor mir, die fast mit magischer Kraft auf mein Gemüt wirkte.

Und während der Alte nun mit einer tiefen, außerordentlich wohlklingenden Stimme Sagen über den Tempel zu erzählen begann, hielt das Mädchen unverwandt die Augen auf mich gerichtet. Ich fühlte, wie eine Art Schlafrunkenheit mich allmählich übermannte; das Merkwürdigste aber war dabei, daß mir kein Wort von der Rede des Alten verloren ging, daß sie sich förmlich in mein Gedächtnis eingrub.

Mit fast geschlossenen Augen sah ich den beiden gegenüber und fühlte mir, wie der Blick des Mädchens auf meinem Gesicht brannte. Ein leise klagender Ton fiel plötzlich in die Rede des Alten; ich hob den Kopf und sah, daß das Mädchen verschwunden war. Mein Mentor aber sprach weiter, wie lange weiß ich nicht. Ich fühlte nur auf einmal seine Hand auf meiner Schulter und hörte ihn sagen: „Komme,

Herr, es ist spät geworden.“ Und ich schritt mit ihm aus dem Tempel.

Draußen war es stockfinster. „Fasse mein Gewand,“ sagte er. Gleich darauf traten wir aus dem Wald auf die Straße.

„Morgen sehen wir uns wieder. Geh ohne zu zögern nach Hause und halte das Wort bereit.“

Halb betäubt schritt ich dem Dorfe zu. Kurz vor den ersten Hütten tauchte urplötzlich ein dunkler Körper vor mir auf, in dem ungewissen Licht sah ich etwas matt blinken, ein Griff nach der Pistole, schon blinkte es vor meinen Augen, da fiel mir das Wort ein: „Kangal Bahadur . . .“ Und verschwunden war der Spuk.

Der Bangalo lag im Dunkel. Ich ging leise die Treppe hinauf und suchte mein Zimmer. Die Erregung ob des Erlebten war aber so stark, daß ich wohl eine Stunde lang wach lag, ehe ich in einen unruhigen Halbschlaf versiel. Und zwischen Schlaf und Wachen war es mir, als öffne sich die Tür und eine weiße Gestalt trete herein. Sie näherte sich meinem Bett und stand eine Weile wie zögernd still. Plötzlich aber hatte ich das Gefühl, als ob Haare an meiner Wange entlang streiften, und im nächsten Augenblick fühlte ich zwei Lippen auf meinem Munde. Mit einer verzweifelten Anstrengung suchte ich den Schlaf abzuwerfen. Draußen lag der junge Tag, der Spuk war verschwunden. Aber als ich mich aufrichtete, fühlte ich etwas Kühles neben mir. Es war eine jener weißen Blumen, die das Mädchen am Tage vorher im Haar getragen hatte.

Während ich noch über die sonderbare Begebenheit nachzudenken suchte, klopfte es leise an die Tür. „Sahib! Sahib! Der Herr ist tot!“

Von Entsetzen gepackt sprang ich aus dem Bett. Draußen stand zitternd der eingeborene Diener des Kapitäns. Er habe seinen Herrn wecken wollen, und nun läge er steif im Bett ohne die Spur einer Verletzung. „Du bist Arzt, Herr, mach ihn wieder lebendig!“

Kapitän Brodery lag langgestreckt in seinem Schlafanzug auf dem Bett. Veränderungen waren an ihm nicht wahrzunehmen, nur das Gesicht zeigte einen so seltsamen unbeschreiblichen Ausdruck, wie ich ihn niemals wiedergesehen habe.

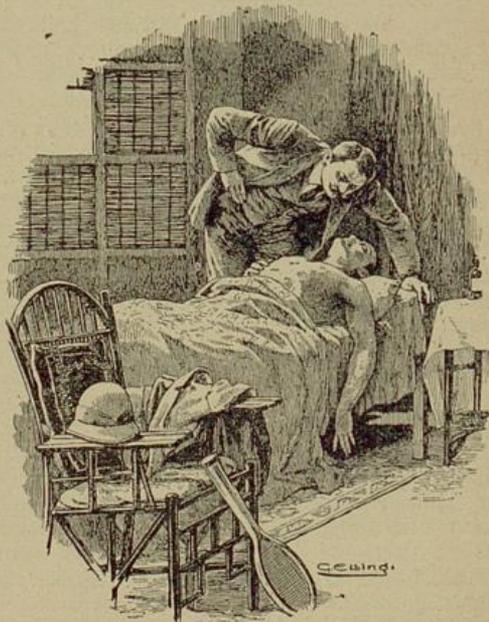
Ich entkleidete den Toten sofort und begann seinen Körper zu untersuchen. Nirgends die Spur einer Verletzung. Nur in der Gegend des Herzens ein winziger Punkt wie ein Rückenstich, dessen Farbe sich aber kaum von der der Umgebung abhob und der auch keine Blutspur zeigte. Ich dachte an Herzschlag, während ich langsam wieder aufstand und — zusammenfuhr, denn vor mir, neben dem eingeborenen Diener, stand der Alte von gestern und hielt den Blick wie eine Steinfigur starr auf mich gerichtet.

Nun machte er eine leichte Bewegung mit der Hand und sagte gemessen: „Komm, Herr, ich will dir sagen, ob der Sahib noch zu retten ist . . .“

Halb willenlos folgte ich ihm. Wir schritten die Landstraße hinauf bis zu dem Tempel. Und wieder saßen wir im Schein der Kerzen einander gegenüber.

„Tote kann man nicht mehr lebendig machen,“ sagte der Alte, nachdem er mich wieder eine Weile mit demselben starren Blick angesehen hatte, wie vorhin am Totenlager. „Und du, Herr, wirst schweigen über das, was ich dir sage.“

„Wisse, daß der tote Sahib im Leben eine Geißel meines Volkes war. Die, die ihrer Glieder led'ig sind, wissen davon zu sagen, und jede Frau war ihm verfallen. Darum zogen wir ein Mädchen auf und gaben ihm Gift zu essen und zu trinken, wie wir immer tun, wenn wir einen weißen Tiger verderben wollen. Wisse, daß der Leib eines solchen Mädchens von Gift getränkt ist. Und daß der dem Tode verfallen ist, der den Körper des Mädchens be-



Ich entkleidete den Toten sofort und begann seinen Körper zu untersuchen.

rührt. Wir ließen das Mädchen seine Schönheit vor dem Sahib zur Schau tragen, und er wurde von ihrem Anblick wie ein rasender Büffel. Hüte dich vor der Liebe, Herr, wenn sie so zu dir kommt. Denn du hast gesehen, was geschehen ist. Gehe zum Bangalo und reise ab. Du wirst dort einen unserer Freunde finden, der dich sicher geleiten wird. Fürchte

nichts. Solange du in unserem Lande bist, bist du unser Gast. Aber gehe nach Süden und halte dich in der Nähe des Meeres. Denn es können Tage kommen, wo dich niemand mehr schützen könnte.“

Wie im Taumel ging ich zum Bangalo zurück. Dort stand ein junger Jnder, der mich mit einer demütigen Verbeugung begrüßte. Eine Stunde später war ich auf dem Weg nach Süden. Ich hatte den nächsten Posten benachrichtigen wollen, damit wegen der Beerdigung des Kapitäns Vorfrage getroffen werden könnte; doch der Draht war zerschnitten.

Als wir in den Wald eintraten, sah ich, während der Jnder vor mir ging, in dem Gebüsch etwas Weißes leuchten. Es war wie der Schatten einer menschlichen Gestalt. Und mir schien es, als sähe ich einen biegsamen Leib und zwei Augen, groß und süß. Und ich dachte an das Giftmädchen, dessen Umarmung tödlich war, und das dennoch küssen konnte, ohne zu töten . . .



Der Morz-Kajetan.

Erzählung
von Anton Schott.

Im Bergdörflein droben gibt's eine Hochzeit.

Vor dem plumpen, geschmacklos gearbeiteten Altare der kleinen Pfarrkirche knien ein handfestes, stämmiges und nicht allzu sauberes Weiberleut und ein schwächtiges, zierliches Männlein, dahinter stehen Brautführer und Brautjungfer, und zwischen beide Paare drängt sich der Mesner, um dem Brautpaare die richtigen Antworten zuzulüftern.

„Kajetan Söldner, liebst du deine Braut?“ fragt nun der Pfarrer in der herkömmlichen und vorgeschriebenen Weise.

„Ja,“ flüstert hinter dem Bräutigam der Mesner; aber der stiert wie in hellem Träumen vor sich hin und tut, als ob er lediglich Zuschauer wäre wie all die andern Hochzeitsgäste, bis er einen Puff in die Flanke bekommt.

„Ja mußt jagen!“ drängt der Mesner.

„Ja,“ hastet der Bräutigam nun heraus und nickt zur Bekräftigung mit dem Kopfe. „Oh ja . . . freilich.“ Und er nickt nochmals recht kräftig.

Die Braut aber antwortet mit einem festen und kräftigen Ja, und nachher reicht man sich die Hände, läßt sie von der Stola umwickeln und tauscht zum Schluß die Ringe.

Während der folgenden Messe sinnt und träumt der Bräutigam wieder so vor sich hin, als hätte er sich nicht gut ausgeschlafen, und nickt manch-

mal oder schüttelt ab und zu den Kopf. Wie aus nebliger Ferne lugt in seinem Sinnen hie und da eine Zeit herüber in die Gegenwart, die ihn wie ein Märlein aus sonniger Maienzeit annutet, und die doch wieder so verschwommen ist wie . . . wie halt ein Nebelmorgen. Ah was! Nicht wahr ist es, und morgen nagelt er sein Schild über die Türe des Dedmeierhäufels, das am Ende des Dörfleins draußen steht im lauschigen Obstgarten, und das von nun ab sein Eigen und seine Heimat sein wird, und in das er mit der Zeit behäbigen Wohlstand arbeiten will. Eine eigene Bank und kommender Wohlstand! Was kann der Mensch mehr verlangen, und was soll sich ein wandernder Tischlergeselle mehr wünschen?

Nach der Messe führt er statt der Brautjungfer, mit der er in die Kirche gekommen, sein angetrautes Weib hinaus auf den kleinen Dorfplatz, wo schon vier Spielleute der Hochzeitsgesellschaft warten, und nachher geht es unter fröhlichem Spiele und übermütigem Tuscheln der jüngeren Hochzeitsgäste dem Krämerwirth zu.

Eine Menge Weiber und Kinder aus dem Dörflein und aus der Umgegend hat sich als Zuschauer eingefunden, und ein jedes der Hochzeitsleute wird beschaut und bekrittelt.

„Uj! Uj!“ macht es ein drei Fäuste hoher Range und deutet nach dem Scherbalger, der einen recht altfränkischen Rock mit langen Schößen trägt, wie solche zu Großvaters oder Urgroßvaters Zeiten einmal Mode gewesen. „Dem sein Rock tauget' für eine Kranzeltagsfahne!“ *)

„Die Peterlin schnalzt aber heute daher!“ spöttelt die Pelzhaubenschneiderin. „Und sonst wenn man sie sieht und ihre Stube und ihre Kinder . . .“

„Ja, wahrhaftig.“

„Zwegen dem Dreiviertelstischler da und seiner Rani . . .“

„Jetzt . . . Das ist schon gar nichts mehr, wenn sie fast nochmals so groß ist wie er,“ stellt der alte Zimmersepp aus. „Wenn er sie ärgert, erdrückt sie ihn wie eine junge Kaze.“

„Mir scheint, die ist froh, daß sie ihn hat. Sonst hat auch keiner anbeißen wollen.“

„Nun ja . . .“

So reden und tuscheln die Leute durcheinander, bis der letzte der Hochzeitsgäste in der Türe des Krämerwirthshauses verschwunden ist, und bis vom Tanzboden her das Quietschen einer Klarinette und das Brummen des Basses zu hören ist.

Die Hochzeitsgäste setzen sich zum einfachen Mahle zusammen, und die Spielleute würzen dies mit allerhand landläufigen Weisen.

*) Kranzeltag = Fronleichnamstag.